5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger
für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Taubenstraße 12 bis 14 bezw. Leihergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981
Hauptfilialen: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Leipzigerstraße 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Hermann Brandes in Halle/S.

Nummer 72 — Halle, Mittwoch den 14. März — 1917

Deutscher Seeflugzeugangriff auf russische Zerstörer.

Dr. Helfferich über den U-Boot-Krieg. — Der Konflikt mit Amerika. — Heftige Zusammenstöße im russischen Reichsrat.

(W. T. B.) Berlin, 13. März. (Amtlich.) Deutsche Seeflugzeuge haben am 12. März 2 russische Zerstörer der Distry-Klasse, die sich im Anmarsch auf Constanza befanden, mit Bomben angegriffen und zur Umkehr gezwungen. 2 Bombenvolltreffer auf Vor- und Hinterschiff eines Zerstörers wurden einwandfrei beobachtet.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Der deutsche Abendbericht.

(W. T. B.) Berlin, 13. März, abends. (Amtlich.)

Lebhafte Gefechtstätigkeit an der Ancre, südlich der Ancre und in der Champagne.

Im Osten brachte ein Vorstoß an der Narajowka über 250 Gefangene ein.

Der amtliche österreichische Heeresbericht.

(W. T. B.) Wien, 13. März. Amtlich wird verlautbart:

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Im Raume südlich und östlich von Brzezany mehrere erfolgbringende Vorfeldunternehmungen.

Nördlich der von Zloczow nach Tarnopol führenden Bahn holten unsere Stoßtrupps 3 Offiziere, 320 Mann und 13 Maschinengewehre aus den russischen Gräben.

In Wolhynien setzte stärkere Kampftätigkeit ein.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Die Geschütz- und Minenwerferkämpfe auf der Karsthochfläche und im Wippachtale hielten tags und nachts an. Auf der Cima di Costabella wurde ein schwächerer italienischer Angriff abgewiesen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

In der Landenge zwischen Ochrida- und Prespa-See schlugen österreichisch-ungarische, deutsche und bulgarische Abteilungen einen französischen Vorstoß zurück.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Ereignisse zur See.

Am 12. März vor Tagesanbruch hat eines unserer Seeflugzeuggeschwader die militärischen Anlagen von Balona angegriffen und Bomben im Gesamtgewicht von 1200 Kilogramm mit sichtlicher Wirkung abgeworfen. Es wurden ausgedehnte Brände beobachtet. Alle Flugzeuge sind wohlbehalten eingerückt.

Flottenkommando.

Die Verkehrssteuer vor dem Hauptausschuß.

(W. T. B.) Berlin, 13. März. In der heutigen Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages erfolgte die Abstimmung über die grundlegenden Paragraphen der Verkehrssteuer. § 1 wurde angenommen unter Befreiung des Personen- und Güterverkehrs auf Seilbahnen, auf Landwegen und innerhalb geschlossener Ortschaften. § 2, der das Geltungsrecht des Gesetzes umschreibt, bleibt unverändert. § 3 (Befreiung von der Abgabe) wurde angenommen unter Einbeziehung solcher Personen-Beförderungen, bei denen der Fahrpreis 15 Pfg. nicht übersteigt und unter Ermächtigung des Bundesrats auch Personenbeförderung auf Staatsschnellbahnen von der Abgabe zu befreien, wenn die Herstellungskosten mehr als durchschnittlich 2 Millionen Mark für das Kilometer betragen.

Graf Bernstorff in Berlin eingetroffen.

(W. T. B.) Berlin, 13. März. Der bisherige deutsche Botschafter in den Vereinigten Staaten, Graf von Bernstorff, und Gemahlin sind heute abend 8 Uhr 25 Minuten in Begleitung der Botschaftsräte Prinz Hatzfeld und Dr. Haniel von Haimhausen, sowie des Legationssekretärs von Pappinghoff und deren Gemahlinnen auf dem Stettiner Bahnhof eingetroffen. Ferner waren der Verweser des Generalkonsulats in Newyork, Hofseldser, die deutschen Konsulen aus den Vereinigten Staaten und das gesamte Botschaftspersonal, zusammen etwa 150 Personen, mit dem Botschafter angekommen. Zur Begrüßung hatten sich auf dem Bahnhof eingefunden: Die Tochter des Grafen Bernstorff, Prinzessin Löwenstein, und vom Auswärtigen Amt Graf Montgelas, der Legationsrat von Kuhlmann, sowie Legationssekretär von Prittwitz und Gaffron, Prinz und Prinzessin Hatzfeld, ferner der Botschaftsrat Staatssekretär a. D. Dernburg, und zahlreiche Freunde der aus Amerika heimkehrenden Vertreter des Deutschen Reiches.

Staatssekretär Helfferich über den U-Boot-Krieg.

Berlin, 13. März. Der Staatssekretär des Innern, Staatsminister Dr. Helfferich, gewährte kürzlich dem Vertreter des bekannten Budapester Blattes „Az Est", Herrn Andreas Aborjani, eine Unterredung, bei der er u. a. folgendes ausführte: Sie fragen mich, ob unsere Erwartungen durch den U-Bootkrieg erfüllt werden, und wieder U-Bootkrieg auf unsere Feinde, insbesondere auf England, wirkt. Sie haben vom Reichskanzler kürzlich im Reichstage gehört, daß die Erwartungen unserer Admiralität durch die Erfolge unserer U-Boote weit übertroffen werden. Noch besser als der Reichskanzler, unser Admiralstab und ich kann Ihnen der britische Premierminister hierüber Auskunft geben. Er hat seinem Parlament ohne Umschweife gesagt, daß unser U-Bootkrieg die grimmigste Gefahr ist, die England je bedroht hat. Es war für mich eine Genugtuung, daß Lloyd George öffentlich in fast allen Punkten die Richtigkeit meines Urteils über die Verhältnisse bestätigte, auf die wir unsere Zuversicht beim U-Bootkrieg setzen. Er hat bestätigt, daß im abgelaufenen Jahre nur noch eine Tonnage von 30 Millionen Tonnen die englischen Häfen gegen 50 Millionen Tonnen im letzten Friedensjahr anliefen und ca. die Hälfte der englischen Flotte durch unmittelbare Kriegszwecke in Anspruch genommen ist. Er hat anerkannt, daß es nur ein Mittel gibt, der grimmigsten Gefahr zu entgehen, nämlich, daß England sich mit aller Schleunigkeit von aller Einfuhr unabhängig macht.

Die Holzeinfuhr, die nach seiner Angabe im letzten Jahre noch 6 400 000 Tonnen betrug, soll überflüssig gemacht werden durch den Holzschlag im eigenen Lande. Wo die Arbeitskräfte herkommen sollen, das bleibt Lloyd Georges Geheimnis.

Auch an Eisenerzen bezieht England jährlich viele Millionen Tonnen. Auch hier soll die Steigerung der heimischen Produktion helfen. Der dritte Posten, für den gewaltige Mengen an Einfuhrtonnage erforderlich sind, sind die Lebensmittel. Lloyd George stellt fest, daß 70—80 Prozent des englischen Bedarfes an Zerealien durch das Ausland gedeckt werden, und er fügt hinzu, im gegenwärtigen Augenblick sind unsere Lebensmittelbestände niedrig, alarmierend niedrig, als sie jemals zu dieser Jahreszeit gewesen sind. Jetzt ist der Pflug unsere Hoffnung. Die Erkenntnis kommt zu spät. Die Winterbestellung ist erheblich hinter derjenigen der Vorjahre zurückgeblieben. Noch weniger aber ist es möglich, in den wenigen Wochen, die noch zur Verfügung stehen, einen nennenswerten Vorsprung in der Anbauschlacht gegenüber den früheren Jahren zu gewinnen. Ganz abgesehen von dem Mangel an Arbeitskräften, Arbeitsvieh und Düngemitteln. Aber selbst, wenn die Energie eines Lloyd Georges das Unmögliche möglich machen sollte: bis zur nächsten Ernte bleibt England auf den Bezug von außen angewiesen in einem Maße wie nie zuvor, und hier werden unsere U-Boote die Lebensader des Inselreiches treffen.

Lloyd George hofft durch rigorose Einfuhrverbote für alles, was irgend überflüssig ist, sich den Griffen unserer U-Boote zu entziehen. Er tröstet seine Bundesgenossen, daß es besser sei, die für sie wertvolle Ausfuhr zu verlieren, als den Krieg. Aber sie werden beides verlieren.

Alles in allem vermag Lloyd George mit seinen rigorosen Maßnahmen kaum mehr als 1½ Millionen Tonnen für das Jahr zu sparen. Das sind 3 Prozent der Tonnage, die England in Friedenszeiten anlief.

Hiernach können Sie ermessen, auf wie schmaler Grundlage Lloyd Georges Hoffnung beruht, der grimmigsten Bedrohung Englands Herr zu werden. Ich glaube, wir dürfen zu guten Mutes sein, wenn an britische Großsprecherei anfängt, so klein zu werden.

Amerikanische Kriegsstimmung.

Amsterdam, 13. März. Das „Algemeen Handelsblad" meldet aus London: Alle Berichte aus Amerika stimmen darin überein, daß keine verantwortliche Persönlichkeit in den Vereinigten Staaten mehr glaubt, der Krieg könne vermieden werden. Auf ein persönliches Ersuchen, das der Marineminister Daniels an alle Zeitungen richtete, sollen keine Schritte über die Angaben der Regierung, namentlich über die Zeit der Abfahrt der bewaffneten Schiffe, veröffentlicht werden. Die Regierung, so heißt es, verfügt über genügend Geschütze und Kanoniere, die sofort auf die in den Häfen befindlichen amerikanischen Fahrzeuge gebracht werden sollen. In spätestens sieben Tagen werde das erste dieser Schiffe ausfahren. Den Kapitänen werden versiegelte Orders über die Fahrtlinien ausgehändigt werden. (Voss. Ztg.)

(W. T. B.) **Washington**, 13. März. (Reutermeldung.) Das Staatsdepartement teilt allen fremden Vertretern hier mit, daß die amerikanischen Schiffe, die deutsche Seesperre durchfahren, zum Schutze des Schiffes und der an Bord befindlichen Personen bewaffnet sein werden. Es ist nicht klar, ob die Bewaffnung obligatorisch sein wird, doch wird das Marinedepartement alle Schiffe bewaffnen, die um Bewaffnung bitten. Das Staatsdepartement beschloß, fremde Handelsschiffe aus den amerikanischen Häfen auszuklarieren, selbst wenn sie sowohl vorn wie hinten bewaffnet sind.

Die Nöte unserer Gegner.

Christiania, 13. März. Die norwegische Zeitung „Tidende Tegn" erfährt aus Paris, daß die wirtschaftliche Lage in Frankreich immer trostloser werde, da starker Kohlenmangel infolge Verminderung der Anzahl der Transportmittel herrsche, sowie gewisse Lebensmittel, wie vor allem Butter und Kartoffeln, fast nicht mehr aufzutreiben wären. Es kämen noch andere Schwierigkeiten hinzu, unter denen man bereits jetzt leide, und die sich aller Voraussicht nach noch verschlimmern würden. (W. T. B.)

(W. T. B.) **Bern**, 13. März. „Nuova Giornale" veröffentlicht die Regierungs-Instruktionen an die Präfekten für die Einführung von Karten auf Fleisch, Fette, Zucker, Mehl und Brot. Gemäß den Instruktionen ist für die drei letzten Nahrungsmittel Sparsamkeit dringend notwendig. Für Brot oder Mehl kann täglich jeder Person 200 bis 250 Gramm in den Städten und 400 bis 500 Gramm auf dem Lande zugeteilt werden. Wo Maismehl verbraucht wird, soll die Zuweisung geringer sein. Familien, die notwirtlich Getreide oder Mehl besitzen, dürfen keine Karten erhalten.

(W. T. B.) **Rotterdam**, 13. März. In England werden jetzt vielfach Steckrüben statt Kartoffeln gegeben. Diese werden in London mit 1 bis 2 Cent verkauft. Auf dem Hauptkartoffelmarkt in London wurden am letzten Dienstag nur 100 Tonnen Kartoffeln zum Verkauf angeboten, gegenüber einer durchschnittlichen täglichen Einfuhr von 650 Tonnen vor dem Kriege. Ein Kartoffelgroßhändler hat der „Daily Mail" gesagt, daß die Kartoffeln wahrscheinlich im April zu Ende sein werden. Die ersten neuen Kartoffeln kämen Mitte Mai von Jersey. Die diesjährige Ernte betrage gewöhnlich 5000 Tonnen. Die Regierung habe aber bereits ein Drittel davon beschlagnahmt.

Die Zölle auf Baumwollwaren aus Indien.

(W. T. B.) **Rotterdam**, 13. März. „Daily Chronicle" meldet, daß morgen im Unterhause eine Abstimmung über die Zölle erzwungen werden soll und die Regierung, wenn die Abstimmung gegen sie ausfalle, demissionieren wird. In diesem Falle würden Neuwahlen ausgeschrieben werden. Heute wird eine Abordnung aus Lancashire beim Premierminister vorsprechen, über die unverständliche Haltung Chamberlains läßt keine Hoffnung übrig, daß die Regierung Zugeständnisse machen wird.

Heftige Zusammenstöße im russischen Reichsrat.

Malmö, 13. März. In der Sitzung des Reichsrates vom 7. März kam es zu neuen heftigen Zusammenstößen zwischen der Opposition und der Rechten, die sich besonders zwischen dem ehemaligen Minister Maklakoff und dem bekannten führenden Mitglied der antigermanischen Gesellschaft von 1914 Professor Grimm abspielten. Es waren dieses die allerärgsten Auftritte, die das sonst so ruhige Haus erschütterten. Professor Grimm wurde schließlich, nachdem er den Präsidenten des Reichsrates Schteschichkowski beleidigt hatte, für drei Sitzungen ausgeschlossen. Professor Grimm schritt darauf mit den Worten aus dem Saal: „Sie kämpfen nur für die Deutschen und lassen das Volk verkommen." (L.-A.)

Die Unruhen in Rußland.

Haag, 13. März. Die offizielle Petersburger Meldung, daß alle aufrührerischen Bewegungen sofort gewaltsam unterdrückt werden sollen, steht völlig im Gegensatz zu den beruhigenden Erklärungen, die neulich von Dumazen und anderen führenden Staatsmännern der Entente abgegeben wurden. Der Wortlaut des überall in Petersburg öffentlich angeschlagenen Tagesbefehls des Stadtkommandanten Chabalow weist deutlich darauf hin, daß die Krawalle bereits wiederholt ein blutiges Ende nahmen und daß Ueberfälle auf Soldaten und Schutzmänner wiederholt vorgekommen sein müssen. Der Erklärung Chabalows, daß er vor keiner Maßnahme zurückschrecken werde, um die Ordnung möglichst aufrecht zu erhalten, folgte sofort ein Verbot aller Tageszeitungen. Auch die Straßenbahnen fahren nicht mehr. Privatmeldungen der „Times" bezeichnen die Nahrungsmittelkrisis als den augenblicklichen Grund dieser aufrührerischen Wühlereien. Das Blatt fügt noch hinzu, daß es in Moskau mit der Lebensmittelnot noch weit schlimmer stehe, aber daß von dort aus keinerlei Meldungen nach Petersburg oder nach dem Ausland gelangen. Wahrscheinlich ist es also, falls die Unruhen tatsächlich nur auf die Nahrungsmittelnot zurückzuführen sind, und nicht innerpolitische Gründe haben, daß die Lage in Moskau noch weit schlimmer als in Petersburg ist. Bekanntlich sind dort schon Ende Oktober eine Reihe blutiger Zusammenstöße statt, weil die Regierung durch die mangelhafte Versorgung mit Lebensmitteln die Bevölkerung schon damals aufs Aeußerste erregt hatte. (B. Tgbl.)

Hilferufe aus Italien und Saloniki.

ec. Amsterdam, 13. März. Von Italien und Saloniki sind dringende Hilferufe nach Paris und London ergangen. In Saloniki fehlt es am nötigsten. Es herrscht ein ebenso großer Mangel an Nahrungsmitteln wie an Munition. Infolge Kohlenmangels und großer Fleischknappheit ist die Armee großen Leiden ausgesetzt. Seit Wochen ist in italienischen Häfen kein Kohlenschiff mehr eingelaufen. Ebenso hat die Ueberlandverbindung durch Frankreich versagt. Im Zusammenhang mit diesen Notstänen finden augenblicklich in Paris zwischen italienischen und französischen Heerführern Beratungen statt. Es soll in diesen Tagen eine gemeinsame Note nach London abgesandt werden wo das Kriegskabinett über die durch Minen und Unterseeboote verursachte Notlage ebenfalls Beratungen pflegt.

Der Fall Bagdads.

(T. U.) Amsterdam, 13. März. Ueber die sonderbaren englischen und amerikanischen Pressestimmen über den Fall Bagdads schreibt „Nieuws van den Dag", es war zu erwarten, daß die englische und französische Presse es toten hätte man es sich doch nicht vorstellen können. Viele sehen darin den Anfang vom Ende für Deutschland. Der Türkei Los, welches man tatsächlich schon für entschieden hält, wird der Welt vorenthalten als ein abschreckendes Beispiel dafür, wie es Deutschlands Bundesgenossen auf die Dauer ergehen muß, obschon von Berlin aus die Unterstützung ihr zeitlich Vorteile verschaffen kann. Daß die Türkei, auch die asiatische, mit dem Fall Bagdads durchaus noch nicht verloren ist, sondern allein eine ihrer Provinzen verloren hat, darüber sieht man in der Siegesfreude hinweg. Die Franzosen und Engländer haben in Europa noch niemals eine feindliche Hauptstadt besetzt, und die außereuropäischen waren bisher immer so gelegen, daß sie seine Verbindung mit dem Reiche hatten, so daß ihr Fall immer nur eine Frage der Zeit war. Bagdad sei die erste große Stadt, welche von den Engländern den Mittelmächten entrissen worden sei. Die Alliierten sind im Erobern feindlichen Landes nicht so arg verwöhnt, und deshalb machten ihrer geräuschvollen Freude keinen Abbruch.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191703146/fragment/page=0001

Der Bericht der Obersten Heeresleitung.

(W.T.B.) Großes Hauptquartier, 13. März.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Südlich von Arras machten englische Abteilungen nach Feuervorbereitung auf breiterer Front bei Beaurains einen Vorstoß, der verlustreich fehl schlug.

An der Ancre, zwischen Ancre und Oise, westlich von Soissons, in der Champagne und auf beiden Maasufern war die Gefechtstätigkeit lebhaft.

Nördlich der Ancre drangen französische Kompagnien gegen unsere Stellungen vor; sie wurden durch Feuer vor den Hindernissen zur Umkehr gezwungen.

Südlich von Ripont griffen die Franzosen nach Trommelfeuer wiederum unsere Stellungen an. In zäher Gegenwehr wurde die fast unstrittene Höhe 185 gegen überlegene Kräfte gehalten; endgegrenzten Raumgewinn am Südwestrand erkaufte der Feind mit blutigen Opfern.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Mehrere Abschnitte lagen bei klarer Sicht unter russischer Artilleriewirkung, die kräftig erwidert wurde. Nördlich der Bahn Zloczow—Tarnopol stießen unsere Stoßtrupps mit Umsicht und Schneid ein Unternehmen durch, bei dem drei Offiziere, 320 Russen gefangen, 13 Maschinengewehre erbeutet wurden.

Auch bei Brzezany und an der Narajowka brachten unsere Vorstöße in die russische Linie Gewinn an Gefangenen und Beute.

An der

Front des Generaloberst Erzherzog Joseph

und bei der

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen

ist bei geringen Vorfeldgefechten die Lage unverändert geblieben.

Mazedonische Front:

Zwischen Ochrida- und Prespa-See griffen französische Bataillone unsere Stellungen an; sie sind abgewiesen worden.

Bombenangriffe unserer Flugzeuggeschwader auf Bahnhof Bertekop südöstlich von Kodena erzielten Treffer, die lange beobachtete Brände hervorriefen.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Hilfsdienst im Etappengebiet.

Von Otto Gotberg.

An der Westmauer des Großen Kanals kommt einer der langen, doch darum nicht schlanken, sondern breithüftigen und vollmondigen belgischen Frachtschiffe zum Stillliegen. Auf Deck kaulengen fünf mürrische Wallonen, die ihre Treidelstangen gelehnt. An den Scheiben des Schiffermännchens über dem Deck sehen vier Kinder, die heute noch nicht gesäuberten Näschen platt. Zweifellos auf Geheiß der Eltern bieten sie das Bild harmlosen Familienlebens den am Ufer wartenden Deutschen, zu deren Füßen die Gehplanke vom Kahn fällt. Zwei Landsturmleute, zwei Beamte vom Zolldienst oder von der Etrompolizei, eine beklagnge blonde Frau und ein Junge von etwa sechzehn Jahren mit der schwarz-weißroten Binde des Hilfsdienstes am Arm besteigen das Fahrzeug.

Von den Landsturmleuten bleibt einer als Posten am Steg. Tägliche Gewohnheit weist dem anderen schnell seinen Platz, von dem er das Deck übersieht. Die Beamten treten zum Schipper, fordern seine Papiere und nehmen ihn unter Deck, um die Ladung zu prüfen. Die blonde deutsche Frau mit schwarz-weiß-roter Binde scheint von dem Bild belgischen Familienglücks gelockt. Mit freundlichem Grußwort betritt sie das Schifferhäuschen und kriecht zum Ofenrohr mit den vier Kleinen nieder. Unendlich liebevoll ästhetet ihre Rechte die kleinen Körper . . . auf der Suche nach Briefen oder Papieren, die unserer Gegner Spionage sogar im Steckkissen von Säuglingen befördert. Dann muß die Schifferfrau sich entkleiden. Auch ihr Bettzeug und ihr Wäschegerät wird von der Blondine gewühlt. Draußen macht sich unterdessen der Schiffsjüngste den Beamten nützlich. Es gibt auf belgischen Kähnen dunkle Löcher, die anscheinend kaum ein Aal, aber gewiß kein wohlgenährter Zöllner durchschlüpfen kann. Doch ein freiwilliig zum Hilfsdienst nach Belgien gekommener deutscher Junge kriecht mit der Taschenlampe flink wie eine Wiesenschlacke hinterdrein. In frohem Spiel scheint er um einen Meter gewachsen, als er sich aus einer stubigen Lücke in der Ladung wieder herausschlängelt und den Beamten zuflüstert, er habe zwischen Kisten und Kasten die Sohle eines Männerstiefels gesehen. Der herbeigerufene Landsturmmann tippelt die Sohle mit dem Bajonett. Sie bewegt sich und verschwindet im Dunkel. Eine Viertelstunde später stehen fünf gefährliche Burschen mit Briefschaften in allen Taschen vor unseren Beamten. Der muntere deutsche Junge mit jetzt in freudiger Erregung glühenden Backen, hat durch seinen Fund vielleicht manchen Landsmann in der schlagenden Front vor Schaden bewahrt. Natürlich nützlich! Aber gibt es denn noch manchen Sechzehnjährigen in Belgien oder Polen zu tun. Nach langer Reise durch deutsche Heimat und fremdes Land warten auf den kleinen Mann die bunten Bilder des Kriegsdienes hinter der Front mit Kriegsschiffen, Fliegern, Geschützen und Kolonnen von Truppen oder Troß und Gerät. Seine Eltern wissen ihn unter strenger und doch wohlwollender soldatischer Aufsicht. Sein Direktor wird ihn gern für den vaterländischen Hilfsdienst freimachen, und der Staat ihm hoffentlich die verlorene Schulzeit anrechnen, denn Wissen ist zwar nützlich, aber wertvoller für den Mann sind Charakter und Persönlichkeit, die unsere Jugend bei verantwortungsreichem Tun in besonders hohem Maße gewinnen kann.

Doch der Hilfsdienst fordert nicht nur die Arbeitskraft der Jugend. Auch dem gereiften und nicht mehr waffenfähigen Alter bietet er eine letzte Gelegenheit zur Erfüllung der schönsten Ehrenpflicht deutscher Männer. Gewiß ward der bald dreijährige Krieg und längst Alltag geworden. In manchen Herzen blieb leider nicht ewig grünen die schöne Zeit der ersten jungen Liebe, die in den großen Augusttagen ungestüm den Wunsch, sich dem Vaterland zu opfern, äußerte. Wir lesen sogar in Zeitungsanzeigen, daß Bewerber um Stellungen sich schämlos drüsten, sie seien aller Pflichten gegen Staat und Volk jetzt ledig. Sie irren, wenn sie sich vom Glück begünstigt wähnen, denn es wird ihnen eine Stunde der Abrechnung schlagen. Wenn die grauen Millionen, deren Wall heute die Heimat schirmt, wieder Friedensarbeit tun, werden sie nicht vergessen, den Nachbarn in Haus und Werkstatt zu fragen: „Wo warst du, während ich durch lange schwere Jahre meine Knochen für Deutschlands Ehre und Sein zu Markte trug?“ Die überwältigende Mehrheit von Deutschen aller Stände wird so einmal sprechen und die Macht haben, den Pflichtvergessenen nicht nur mit Worten tiefster Verachtung zu strafen. Auch die Kinder der Feldgrauen von Heute werden wie einst jene der Kämpfer von 70 auf dem Spielplatz oder Schulhof forschen: „Was tat dein Alter, als meiner sich das Kreuz am schwarz-weiß-roten Bande holte?“ Mit grausamem Hohn können dann kleine Knaben den unschuldigen Sprossen eines heute „Militärfreien“ verfolgen und ihm das Leben schwere Zeit verbittern.

Darum bietet das neue Hilfsdienstgesetz ein Glück allen Unglücklichen, die noch nichts für das Vaterland leisten durften. Ihrer viele wissen es und drängen sich trotz Gebrechen und Leiden zur Meldung. Ihr Junge wird auf die Frage kleiner Kameraden stolz antworten dürfen: „Vater stand als Heller in Feindesland und trägt mit dem Kaiser und Hindenburg das Hilfsdienstkreuz.“ Der Mann jedes Alters, Standes und Bildungsgrades kann es sich verdienen. Im Etappengebiet soll statt eines Kriegsgerichtsrats bald ein Rechtsanwalt mit schwarz-weiß-roter Binde und neben ihm der Registrator und Schreiber auf heimischen Amtsgericht im dollen Tanzsaal mit gleicher Binde seinen Dienst tun. Arm Schreiber, Handwerker und Handarbeiter nützlich. Zivilisten könnten auch die beiden Landsturmleute auf dem belgischen Kahn und überhaupt die Mannschaften des Sicherheits- und Wachdienstes ersetzen, wenn sie mit der Waffe ausgebildet sind. Die Etappen brauchen natürlich auch unsichere Kantonisten, um mißtrauische Bieten, Burschen, Pferdepfleger, Kraftfahrer für den Dienst näher am Feind freizumachen, aber bieten nebenbei Beschäftigung Bäckern, Köchen, Schlossern, Tischlern, Maurern und Knpf- oder Handarbeitern jeder Art. Guten Willen und Freude am Dienst für König und Vaterland müssen die Bewerber um Tätigkeit mitbringen. Ihr Lohn ist ihnen sicher, ihr Wirken der Umgebung, anzupassen. Der Koch darf nicht erwarten, daß, wie im Berliner Hotel, drei Geschirrwäscher neben ihm stehen und der Gebildete nicht eine „gehobene“ Stellung fordern, ehe er die Berähigung nachwies. Das Erragen von Unbequemlichkeiten heische das Vaterland heute von allen seinen Söhnen, der Schwierte, der sein Lager neben dem Tagelöhner auf dem Strohsack findet, denke an bejahrte Hauptleute in der Front, die seit zwei Jahren in Schlamm und Dreck das Lager und das Essen ihrer Untergebenen, aber immer auch Kameraden, teilen!

Der Weg zur Etappe beginnt mit des Helfers Meldung bei der heimischen Kriegsamtstelle. Sie schließt nach Ausscheidung von hilflos Kranken und Wehrpflichtigen, sofern sie nicht D. U. sind, mit den Bewerbern um Tätigkeit einen vorläufigen Vertrag für sechs Wochen mit zehntägiger Kündigungsfrist und setzt die Wochenfrist meist möglich dem Zehntel des Tages in März. Es sind etwa fünfhundert Mann, die nach sechzigstündiger Bahnfahrt am Sitz der Etappeninspektion die Kaserne beziehen. Denken wir sie uns in Gent, im Bereich der Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg, dessen Interesse die Durchführung des Hilfsdienstgesetzes in besetztem Gebiet zur Ehrensache sein soll, so werden die Tapferen die Meisenhüten ruhen und sich bei überraschend reichlicher Verpflegung erholen. Mit fast unglaublichem Schmunzeln betrachten die wie der Soldat im Felde befolstigten Heller namentlich das aus schweren Brotportion gereichte große Stück Butter. Am dritten Morgen hören sie die Ansprache eines Offiziers, der sie mit kurzer Begrüßung von den allgemeinen Pflichten jedes Deutschen im besetzten Land und von den besonderen eines Hellers redet. Der Feldwebel teilt die Stammrollen aus. Jeder Heller schreibt hinein Namen und Vertragsnummer, seine Kriegsamtstelle, die letzte Arbeitsstelle, seinen Beruf und seine Anschrift nach Beschäftigungsort. Beseelt von dem Geist, der das Gesetz ins Leben rief, wird er bündig erklären: „Ich bin Schlosser und zu jeder mir übertragenen Arbeit bereit!“ Wer das Gesetz und die Nöte der Zeit nicht zu würdigen weiß, schreibt: „Ich bin Buchbinder oder Romanschriftsteller und bitte um den Posten des Direktors eines Werks oder einer Fabrik.“

Die Angaben in den Stammrollen liefern dem Feldwebel das Material zu einer Liste für den B. d. K., den „Beauftragten des Kriegsamts“, einen Offizier, der das Kriegsamt beim A. O.K. also auch der Etappe, vertritt. Die Liste sagt ihm, wieviel Männer jedes Berufes zur Verfügung stehen. Die Etappe fordert bereits Helfer an und er sieht jetzt, welchen Anforderungen er entsprechen kann. Zu bestimmter Stunde ladet er nach Gent Vertreter aller Behörden oder Arbeitsstellen des Etappengebiets, die eines oder mehrerer Helfer benötigen. Vormittags um 11 Uhr finden sich auf dem Platz der einstigen Genter Ausstellung die Offiziere, Aerzte und Feldmeister zusammen. Die Heller stehen vor ihnen. Die Anforderer bringen Sonderwünsche vor und sprechen mit Kandidaten für die zu füllenden Posten, bis sie geeignete finden. Ein von einer Arbeitsstelle übernommener Helfer empfängt einen Zettel: „Ueberwiesen der Etappeninspektion Antwerpen Gent als Bote oder Schreiber.“ Wenn alle Helfer sind, verschwinden die Zettel für die Zettel, legt die jeder Behörde oder Arbeitsstelle zu einem Päckchen zusammen und gibt es dem B. d. K. Bei ihm treten nachmittags die Hilfstrupps für jede Behörde zum Vertragsschluß an und setzen sich noch abends in Marsch nach dem Bestimmungsort im Bereich der Etappe. Dort macht der Helfer einen Probedienst für Beschäftigung im Operationsgebiet. Der Soldat aber tritt im Operationsgebiet an den Platz eines Kriegsverwendungsfähigen, der wenige Tage später in der Front stehen wird. Das ist der Zweck des neuen Gesetzes!

Wenn viele Deutsche einem Ruf folgen, werden unsere schlagenden Fronten eine den Sieg beschleunigende Verstärkung spüren. Bislang verzichteten sie auf manches Gewehr, denn hinter jedem Armeekorps tun etwa sechstausend Mann Arbeitsdienst. In Säge- und Wasserwerken, oder landwirtschaftlichen Betrieben werden vielleicht zwei Heller genügen, um künftig die Arbeit eines strammen K. V. zu leisten. Den Platz des Schreibers, Burschen oder Pferdepflegers mag ein Heller füllen mit dem Bewußtsein, durch freiwillige Meldung dem Vaterland einen Streitbaren geschenkt zu haben.

Beheutsame Wirkung wird das Gesetz aber nur haben, wenn der Wille Voll mit ernster Entschlossenheit seine Durchführung fördern. Die Heimat muß mit stetem Druck Menschen fronwärts schieben. Namentlich Arbeitgeber und Schulmänner können dabei helfen. Auf der Scholle festwahlten haben wir freilich Leute, die Brot und Nahrung schaffen. Des Heeres Aufgabe ist es, den Helfern Weg in den militärischen Organismus zu ebnen und ständig nachzuhelfen, wie es neue Arbeit für Leute mit schwarz-weiß-roter Armbinde finden kann. Die Armeeverwaltung hat sich mit dem Gesetz abgefunden, obwohl Zusätze es den Truppenbehörden unbequem oder unhandlich machen und der Soldat es gern ungerecht nennt. Der durch den Zivilisten Abgelöste oder neben ihm arbeitende Soldat betrachtet mit Neid und Groll den entrückten, daß der wie der Soldat bekömmt und untergebrachte Helfer obenein schon als Sechzehnjähriger täglich vier Mark verdient. Doch hat kein Mann im grauen Ehrenkleid der Deutschen dann an den eigenen knappen Sold von 56 Pfennig zu denken. Er dient nicht wie das Hundsvieh der Engländer, wie es neue Arbeit für um Geld. Der Staat ist durch das neue Gesetz gezwungen, den Helfer als Arbeiter zu behandeln, und darum ihm gleich hohen Lohn wie die Heimat zu bieten. Die Wehrpflicht kann Jugendliche und Alte nicht fassen. Besoldung muß sie laden. Der deutsche Soldat, ob hoch oder niedrig aber dient in Krieg und Frieden ohne Entgelt und empfängt an Sold nur genug, um die ihm nicht vom Fiskus gelieferten Lebensbedürfnisse gemäß Rang und Stellung zu bestreiten. Wollten wir unsere Führer und Truppen heute nach Gehöfter bezahlen, dann wären wir morgen bankrott. Alle Heldenburg und Treue würden durch Geld nicht aufgewogen. Aber als das gesamte Einkommen aller Kriegslieferanten. Doch wartet des Soldaten ein schönerer Lohn als der Reichtum, den hinter der Front Gerechte und Ungerechte häufen. Wenn die Siegesglocken verklungen sind, wird er beim Gang durch heimische Straßen auch auf die prächtigsten Villen von Kriegsgewinnlern nicht mit Blicken von Neid und Begehren schauen.

Kriegsallerlei.

Die Leiden der verschleppten Ostpreußen.

Am 1. März sind in Stockholm etwa 110 deutsche Frauen und Kinder eingetroffen, die seit Anfang des Krieges in Rußland interniert waren. Das „Stockholms Dagblad“ hat Gelegenheit gehabt, mit erschienenen Personen Auf ihren Gesichtern waren die Spuren der unmenschlichen Behandlung deutlich zu sehen, wie dies bei den aus Rußland kommenden Zivil- oder Kriegsgefangenen stets der Fall zu sein pflegt.“ Was haben besonders die unglücklichen Ostpreußen, die wider alles Recht und wider alle Verunft aus ihrer Heimat verschleppt wurden und von der russischen Regierung schmachvoller Weise immer noch nicht freigelassen worden sind, zu erdulden gehabt und noch zu erdulden! Die Schilderungen, wie sie uns aus den verschiedensten Teilen Rußlands zugekommen sind, ergeben alle das gleiche traurige Bild.

Man hat diese Frauen, Kinder und Greise, die während der Kämpfe an der russischen Grenze im Herbst 1914 meist allein zurückgeblieben waren, aufgegriffen, wie sie gingen und standen, oft in leichtester Kleidung, und hat sie in den russischen Winter hineingeführt, ohne das geringste für ihren Schutz gegen die Kälte zu tun. Gar manche sind darfuß, mit einem Hemd bekleidet, an ihrem Bestimmungsorte angelangt. Den sie oft anstatt im Frühjahr erst im Herbst erreichen mußten. Der Transport bis zu sechs Wochen und führte die Unglücklichen von Gefängnis zu Gefängnis. Tagelang haben sie hungern müssen und waren obendrein noch der schmählichsten Behandlung ausgesetzt. Weder schwangere Frauen, noch junge Mütter mit ihren Säuglingen haben bei den Russen Erbarmen gefunden. Sehr viele, vor allem jüngeren Kindern und den Strapazen des Transportes erlegen. Herzzerbrechend sind die Berichte deren die Ueberlebenden an ihren Bestimmungsorte angekommen sahen! Und hier harrte ihrer meist neue Not, da die russischen Behörden sich um ihre Versorgung in keiner Weise kümmerten. Sie hungerten und erfranken in Massen. In einem Lager, daß etwa 1000 meist ostpreußische Zivilgefangene enthält, sind in sieben Monaten über 200 zu Grabe getragen worden.

Wir dürfen diese Bilder, so schrecklich sie leien mögen, nie vergessen. Was würde aus uns, wenn diese russische Barbarei über uns und über Europa triumphierte! Jeder einzelne von uns würde es am eigenen Leibe verspüren! Darum kämpfen wir mit äußerster Kraft und mit dem gerechten Zorne den die Schändlichkeiten unserer Feinde, die durch alle Jahrhunderte nimmer aus der Welt geschafft werden können, in uns wecken.

Blamen oder Flamen?

Die Bewohner Flanderns werden bei uns als „Flamen bezeichnet, oder bald mit V. bald mit F geschrieben. Die Vertreter der erstnennenden Schreibung lassen sich offenbar dadurch bestimmen, daß man im Holländischen, das ja auch die Schriftsprache Flanderns ist, „Vlaming, Vlaamsch“ schreibt. Für das Holländische ist diese Schreibung zweifellos berechtigt, da die Holländer ja auch das Land „Vlaanderen“ nennen. Aber das tun wir im Deutschen eben nicht, sondern wir schreiben stets nur „Flandern“. Auch in mittelalterlichen landwirtschen Urkunden heißt das Land „Flandria“, und dementsprechend im Französischen „Flandre“. Vor allem aber empfiehlt anlauvchem holländischen v regelmäßig deutsches f; vgl. vliegen: fliegen vloeck: Fleisch, vlakte: Fläche. Es liegt also kein Grund vor, sich im Deutschen an die holländische Schreibung „Vlamen“ zu klammern. Vielmehr verdient die Schreibung „Flamen“ den Vorzug.

Vizefeldwebel Manschott, erfolgreicher Flugzeugführer.

In der Gegend von Arras war die Fliegertätigkeit in den letzten Tagen wieder außerordentlich lebhaft. Die Gegner verluchten mit starken Kräften einen Einblick in die Verhältnisse hinter unserer Front zu tun. Der Versuch ist ihnen recht übel bekommen. Es gelang dem Vizefeldwebel Manschott bei Vehrupt einen Fesselballon abzuschießen, der brennend abstürzte.

Exzellenz Ludendorff über die Einrichtung von Soldatenheimen.

Aus einem Schreiben vom 29. Oktober 1916.

Mit lebhafter Freude begrüße ich die Vermehrung der Soldatenheime dicht hinter der Front, deren Errichtung trotz der mir wohlbekannten Schwierigkeiten im Osten gelungen ist. Die seelischen und körperlichen Wohltaten, welche der einzelne Soldat in diesen Heimen genießt, werden der Schlagkraft der Truppe im Ganzen zu Gute kommen.

Ludendorff

Das Kerntöterle.

Von Edgar Schürer, im Felde.

Am ersten Weihnachtsfeiertage erhielt ich in einem Feldpostbriefe von Hause die Nachricht, daß mein Freund Friedrich Steinberger gestorben und am Sonntag vor dem Feste zu Grabe getragen worden sei. Von seinen näheren Bekannten wurde er nur das Kerntöterle genannt. Ich selbst bin mit ihm seit einem der zahlosen Vorkommnisse, denen er den merkwürdigen Namen verdankt, zum erstenmal in Berührung getreten. Als ich nämlich im Sommer nach einem Vorort im Süden der Stadt gezogen war, fiel mir gleich am ersten Tage auf dem Wege zur Arbeitsstätte ein kleiner stark verkrüppelter Mann auf, nicht so sehr wegen seines Gebrechens, als wegen der Art, wie er sich bewegte. Er ging nicht in gerader Linie fort, sondern beschrieb ab und zu kleine Bogen oder schritt Ecken ab, dann wieder trat er mit dem Fuße auf, als stampfte er etwas in den Boden hinein. Wiederholt machte er auch mit seinem Stocke heftige Bewegungen, als ob er einen Gegenstand zur Seite schlagen wollte. Die ganze Art war unbegreiflich, aber, was mich interessierte, Betrunkenheit konnte die Ursache nicht sein. Zwang ihn sein Leiden dazu? Ich sollte den Grund dieses merkwürdigen Gebarens gleich bei unserer ersten Begegnung erfahren. Denn als Steinberger nahe bei mir war, redete er mich ohne weiteres an:

„Sie tragen da Schulbücher und sind also wohl Lehrer. Sie können auch mir helfen, daß sie die Zahl meiner Leidensgefährten nicht unnötig erhöht.“

Ich machte ein etwas verwundertes Gesicht ob dieser Worte, und mein neuer Bekannter fuhr fort, ehe ich antworten konnte:

„Sie haben sich schon von weitem über mein absonderliches Betragen gewundert. Ich will es Ihnen erklären. Sie sehen einen Krüppel vor sich. Das war ich nicht immer. Ich habe sogar gedient. In meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre traf mich das Unglück. Ein leichtfertig auf den steinernen Zufsteig weggeworfener Obstrest war schuld. Ich trat darauf, glitt aus, und mein heutiges Aussehen war die Folge des verhängnisvollen Sturzes. Ich kann Ihnen versichern, daß ich den Tag, an dem ich meinen Rechtsanwalt J. wieder antreten. Ich bin soweit gekräftigt, daß ich den halbstündigen Weg dahin ohne Beschwerden gehen kann. Während der langen Zeit, da ich im Bett liegen mußte, war ich sehr verbittert. Doch heute die Zeit auch das kranke Gemüt. Ich rang mich durch Vorsatz durch, Gott und meinen Mitmenschen wieder zum Wohle der Mitmenschen dienen zu helfen. Um es kurz zu machen: Seit der Entlassung aus dem Krankenhause kann ich nicht leicht Apfelsinenschalen, Obstkerne oder ähnliches auf meinem Wege sehen. Na, und wenn so etwas ein paar Strafft rechts oder links liegt, so kommt es ab und zu vor, daß mein Weg ein bischen im Bogen verläuft. Ja, und nun wissen Sie auch, warum ich so stampfe. Es mag manchem schon so gegangen sein wie mir. Nötig wäre es nicht, wenn sich die Leute die kleine Mühe nähmen, den Weg, wo Menschen gehen, nicht als Abladeplatz für ihre Speisereste zu benutzen. Die Alten sind da so unverständig wie die Kinder, und diesen letzteren müßte es möglichst frühzeitig zu Gemüte geführt werden, daß sie durch ihre erwähnten Unarten Gesundheit und Leben ihrer Mitmenschen gefährden. Daß fuhr mir durch den Sinn, als ich Sie daherkommen sah. Und nun nichts für ungut, Herr.“

Wir sind einander noch oft begegnet, haben aber wenig mehr Worte als den Gruß gewechselt. Steinberger wurde wohl angenommen, sein Leiden ein trauriges Gesicht als wirksames Beispiel an der richtigen Stelle verwenden würde.

Einige Wochen nach Ausbruch des Krieges hatte ich eine Unterhaltung mit einem Berufsgenossen, der das Kerntöterle auch kannte. Von ihm hörte ich, wie Steinberger es sich sehr zu Herzen genommen habe, daß er als gedienter Soldat bei der Mobilmachung zu Hause bleiben mußte. Er habe sich aber mit der Zeit beruhigt und an dem Gedanken gestärkt, daß ihm vielleicht dieser und jener Mann es verdanke, wenn er nicht auf der Straße durch dieselbe Ursache zu Schaden gekommen sei, sondern jetzt dem Vaterlande als Soldat seine Dienste leisten könne. Ja, als er einem Heldenmann mit dem Eisernen Kreuze erster Klasse in der Nähe seiner Wohnung begegnet sei, habe er mit einem glücklichen Lächeln im Gesicht vor sich hingemurmelt:

„Wer weiß? Sicher ist es ja nicht, aber es kann doch sein. Wer weiß, ob du deine Heldentat hättest vollbringen können, wenn ja wenn ich nicht . . .“, und da stampfte der kleine Mann vor seinem Gefährten mit dem auf einen vor ihm liegenden Pfirsichstein, daß er zerspritzte. Und dann schritt er weiter, und die Leute lächelten wohl über den kleinen Buckligen, der seinen Weg dahinging, so ungerade für die Augen der Welt und doch in diesem Zickzack so zielbewußt.

Ich habe Steinberger seitdem nicht wiedergesehen. Seine Heldentat gleich so vielen Helden. Den Glauben hat er aber gewiß mit ins Grab genommen, daß er sicher manchen Krieger vor Unfall bewahrt habe auf seine Weise.

Im Flugzeug nach Indien!

Der Vizekönig von Indien, Lord Montagu, hielt kürzlich in Delhi einen Vortrag, der durch die darin geäußerten Ansichten über die Zukunft des Luftverkehrs Aufsehen erregt. Lord Montagu beschäftigt sich mit Möglichkeiten, die das Forschreiten der Flugtechnik dem Reiseverkehr durch die Luft bietet und äußerte die Meinung, daß bald nach Friedensschluß zahlreiche Luftpassierlinien gegründet werden würden. Besonders aussichtsreich bezeichnet er den Projekt, wonach in längstens 10 Jahren ein Personenverkehr von Indien nach England mit den beiden Endstationen Bombay und London eingerichtet werden könnte. Vor allem würde die Reisezeit schon dadurch wesentlich verringert, daß die Luftlinie ganz bedeutend kürzer ist als die Länge der üblichen Schiffsrouten. Während die Schiffe von Bombay nach London eine 6000 Meilen lange Strecke zurückzulegen haben, würde die von den Flugzeugen zu bewältigende Entfernung nicht viel mehr als die Hälfte betragen. Der kürzeste Weg für die neue Verkehrsart ginge natürlich über Rußland, und bei Verwendung der schnellsten modernen Flugzeuge könnte die Reise auf dieser Strecke in nicht mehr als 36 Stunden zurückgelegt werden. Täglich könnte man eine Strecke von 1200 Meilen hinter sich bringen mit einer Abend- und Nachtruhe von 14 Stunden innerhalb 24 Stunden. Während der täglichen Ruhezeit von 10 Stunden könnte man mit einer Geschwindigkeit von 120 Meilen in der Stunde sehr wohl rechnen. Für die gesamte Reise von Peshawar im Hindustan bis nach London kämen also 60 Stunden in Betracht. Die Passagiere könnten das erste Mal in Gurieff an der Küste der Kaspischen See übernachten, das zweite Mal in Tarnopol in Galizien, am dritten Tage würden sie bereits in London eintreffen. Täglich könnte man von 12—11hr mittags auf dem Erdboden verweilen, um die Hauptmahlzeit in Ruhe zu sich zu nehmen. Als Patriot schlägt Lord Montagu aber noch eine zweite, rein englische Linie vor, die so viel wie möglich über großbritisches Gebiet führen würde. Diese Linie wäre 6220 Meilen lang und könnte in 5 Tagen zurückgelegt werden. Man würde in Karachi in Indien abfliegen, die erste Nacht in Basra zubringen, die zweite in Alexandria, die dritte in Malta, die vierte in Gibraltar, in der fünften würde man in London eintreffen. Für die Strecken von Küste zu Küste würde man Wasserflugzeuge benützen. Als Flugzeuge empfiehlt Lord Montagu die Riesenaeroplane nach dem russischen System Sigorsky mit vier Motoren und einem Fassungsraum für 16 Personen. Wenn täglich 10 Aeroplane abgehen, könnten täglich 140 Passagiere mitgenommen werden, da man für jeden Apparat einen Piloten und einen Hilfspiloten rechnen müsse. Die Fahrkarte für eine solche Reise von Indien nach England oder umgekehrt würde ungefähr 1000 M. kosten. Vorläufig dürfte es sich aber bloß um ein Luftschloß des Lord Montagu handeln, aus dem er die geplante Luftreise kaum so bald wird antreten können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191703146/fragment/page=0002